

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

83)

Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthold.

(Schluß.)

Nach und nach fanden sich freilich — nicht in seinem Hause, aber außerhalb desselben — Menschen, die erst etwas witterten und dann den Dingen nachspähten.

Einige Tage vor der Uebersiedelung begann das Geheimnis in den Hütten, die Meierhöfe, die Wächterhäuschen einzudringen. Es stieg ins Schloß hinauf und umzingelte so in gewissem Sinne die ganze Festung. Es gelangte bis zur Dienerschaft Herbelines und blieb dort einige Tage ruhen. Da geschah es, daß ein Stubenmädchen sich einen Diebstahl zu Schulden kommen ließ, entdeckt und fortgeschickt wurde, und das entschied über sein Schicksal. An einem Dienstag im September erhielt Madeleine einen Brief.

Es war klipp und klar eine Denunziation. Die junge Frau war allein, als man ihr den Brief übergab. Da sie fühlte, daß ihre Kraft diesem Schlag nicht standhalten würde, fand sie noch den Mut, zur Thür zu eilen und sich einzuschließen, dann sank sie in den nächsten Lehnstuhl hin. Ihre Ohnmacht war nur von kurzer Dauer. Sie atmete etwas Aether ein, kam wieder zu sich und überlas noch einmal den Brief. Sie glaubte kein Wort davon, aber ihre Aufregung war so groß, als hätte sie die Gewißheit des Verrats.

Diese junge Frau, die für bestimmte Entschlüsse geschaffen war, zögerte keinen Augenblick. Was sie zu thun hatte, stand in ihrem Geiste ganz fest, ohne jedes sonst übliche Schwanken. Sie kannte ihre Mutter und wußte, daß sie zu schwach war, um zu ihrer Vertrauten gemacht zu werden. Sie hatte die Kraft, die ganze Sache über achtundvierzig Stunden bei sich zu verschließen, und fühlte sich seltsamerweise, abgesehen von der Schlaflosigkeit, kräftiger als gewöhnlich. Die ganze Zeit beobachtete sie, erinnerte sich an das vorangegangene Vorgehen ihres Mannes. Und doch hatte sie auch am übernächsten Tage noch nichts Bemerkenswerthes herausfinden können, mit Ausnahme der etwas gedrückten Stimmung Herbelines. An diesem Tage ging er kurz nach dem Frühstück fort.

Sie wartete ungefähr eine Viertelstunde, nahm einen Schlüssel zu sich, den sie schon seit dem Vorabend bereit hielt, und ließ ihren Wagen anspannen.

Im Jagdpavillon war es, wo sich die Liebenden am häufigsten trafen. Es blieb der entlegenste Ort, und sie konnten auf verschiedenen Wegen hingelangen. Kürzlich erst hatte Herbeline einige Veränderungen an der Einrichtung vornehmen lassen, unter dem Vorwand, daß er ihn im Herbst zu Jagdzwecken benutzen wolle, was trotz der Nähe des Schlosses gar keinen Verdacht erweckte.

An diesem Nachmittag erwartete er Marguerite. Sie kam einige Minuten nach ihm.

Durch die Vorhänge, die das kleine Fenster des Jagdpavillons umschlossen, betrachteten sie gemeinsam das verblässhende Grün der großen Bäume. Ganz auf der äußersten Spitze eines Zweiges ließ sich ein Sperling von Zeit zu Zeit hören, eine Elster durchforschte die Umgebung, indem sie sich bald tanzend erhob, bald regungslos auf dem Zaun saß und mit malitösen Blicken nach den Fensterläden schaute. Und oft ging ein starker Windstoß durch die Zweige, daß es wie das Brausen des Meeres und des Flusses klang.

„In diesen Tagen übersiedeln wir nach Paris!“ sagte Guy träumerisch. „Ich ängstige mich davor. Ich kann ohne Dich nicht leben und hundert Hindernisse werden sich uns dort in den Weg stellen. Nein! das kann so nicht weiter fortgehen!“

Sie antwortete nicht. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie hatte ihr junges Leben hingegeben, über das hinaus sah sie nicht. Ihre Unerfahrenheit verbarg ihr die Zukunft. Aber die traurige Art, in der Guy sprach, wirkte auf sie zurück. Ein leichtes Frösteln, der Schauer vor dem Scheiden, ergriff sie.

„Nein!“ rief er aus, „nein, das kann so nicht fortgehen. Wir müssen frei einander angehören!“

„Jeder wird dabei unglücklich sein.“ antwortete sie. „Wir können keinem etwas ersparen.“ gab er düster zurück. „Schließlich kommt alles an den Tag und so auch unser Geheimnis. Und dann — Dein Glück geht allem andren voran.“

So dachte er in aller Aufrichtigkeit. Da er sie vor sich selbst nicht zu schützen gewußt hatte, blieb ihm nichts andres zu thun übrig, als ihr beiderseitiges Geschick vollständig zu vereinen. Es war das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, um seine beiden Verbrechen wieder gut zu machen.

Jeden Tag dachte er ernstlicher darüber nach.

„Ich komme erst nach den andren an die Reihe.“ sagte sie traurig. „Ich habe gefehlt, also es ist nur gerecht, wenn ich verzichten muß.“

„Du hast nicht gefehlt!“ rief er mit Heftigkeit. „Ich bin es, der Dich ins Verderben gezogen hat. Ich bin doppelt strafbar, ich habe in doppelter Weise Dein teures Leben geraubt.“

Mit einer Art von Wut betonte er das Wort „doppelt“, der Wut des Verbrechens über sich selbst, und in die Knie sinkend, küßte er die Hände des jungen Mädchens.

„Du warst glücklich.“ sagte er, „das glücklichste, reizvollste, anbetungswürdigste Geschöpf dieser Welt . . . und ich habe es gewagt, Dich in meinen Sturz mit hinabzuziehen! Ich habe es gewagt, Dir meine Liebe aufzuzwingen. Schweige! Du hast nichts verbrochen; Du hast Dich meinem Wahnsinn geopfert, Du hast mir Dein eigenstes Selbst gegeben, wie Du mir Dein Leben hingegeben hättest. Und da es nur ein Mittel giebt, dieses Verbrechen wieder gut zu machen, so muß man eben zu diesem Mittel greifen. Und dann . . . das alles sind ja bloß Worte, aber ich kann einfach ohne Dich nicht weiterleben!“

Sie blickte traurig durch die Spalten der Vorhänge ins Freie hinaus. Plötzlich fuhr sie zurück und wurde leichenblau.

„Was giebt's?“ fragte er sich aufrichtig.

„Deine Frau!“ sagte sie mit erlöschender Stimme.

Er erschrak, aber nur ganz kurz, und die Arme über die Brust gekreuzt, flüsterte er:

„Um so besser! Das Schicksal hat entschieden!“

Unten hörte man das Anarren des Schlosses. Man vernahm einen leichten und doch zögernden Schritt die Treppe heraufkommen, dann öffnete sich die Thür, und Madeleine erschien auf der Schwelle.

Sie war kreideweiß, aber aus ihrer ganzen Haltung sprach die festeste Entschlossenheit. Als ihr Blick die Gestalt des jungen Mädchens traf, hatte sie einen kurzen Bornesanzfall, Sie schrie:

„Was habe ich Dir gethan, Du Unselige! Haben wir Dich nicht wie eine Tochter und eine Schwester bei uns aufgenommen? Wer hätte auf den Gedanken kommen sollen, daß Du es sein würdest, die mich und Deinen Mitschuldigen ins Unglück bringt. Denn daran zweifle nicht, er wird nie wieder glücklich sein! Sein Leben ist gerade so vernichtet wie das Deine und das meine!“

Marguerite zitterte an allen Gliedern. Unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern, von tiefstem Schmerz und Weidauern erfüllt, wagte sie nicht einmal, ihre flehenden Blicke auf Madeleine zu richten.

Guy fühlte, daß sie diesen Auftritt nicht ertragen konnte. Trotz des tiefsten Mitleids für seine Frau, unterbrach er sie doch gebieterisch:

„Sie ist schuldlos! Ich allein bin der Schuldige, ich allein muß Deine Vorwürfe über mich ergehen lassen.“

Er faßte sanft Marguerites Hand und sagte: „Geh' in einer Viertelstunde werde ich zu Dir kommen . . .“

Schwankend ging Marguerite hinaus. Guy und Madeleine warteten mit gesenkten Blicken, bis sie den Pavillon verlassen hatte. Dann sprach er mit ruhiger Stimme:

„Ich erkenne mich Dir gegenüber tief schuldig, Madeleine, Meine Schuld soll und kann nicht vergeben werden . . .“

Sie hatte eine Rechtfertigung erwartet. Ansprechen, irgend einen Versuch, das Geschehene in ein andres Licht zu bringen. Einen Augenblick durch diese bestimmte Erklärung entwaffnet, stammelte sie:

„Soll damit gesagt sein, daß Du alle Konsequenzen auf Dich nimmst?“

„Alle.“

„Wir werden nicht mehr zusammen leben können.“

„Ich weiß es.“

Ergriffen sah sie ihn an. Voll Verzweiflung schrie sie auf:

„Warum hast Du das gethan?“

„Ich hatte wahrscheinlich nicht die Kraft, es zu vermeiden.“

„Du liebst sie also sehr?“

„Ja!“

„Ach!“ seufzte sie schmerzlich. „Du hast mich eben nie geliebt.“

Er wollte nicht, daß sie das glaube, obgleich in seinem innersten Herzen seine vergangene Liebe ihm wie etwas recht Laues und Schwächliches erschien.

„Ich habe Dich dennoch geliebt,“ sagte er ernst.

Trotz ihrer Leiden, war es ein süßer Trost für Madeleine, diese Worte zu hören. Sie sagte:

„Was habe ich gethan, daß Du mich zu lieben aufgehört?“

„Nichts, Du warst die Vollkommenheit selbst. Ich bin ein Elender. Ich verdiene nur Deinen Haß und Deine Verachtung. . . Ich habe Dein Leben in einer entsetzlichen Weise vernichtet. Dir bleibt nur eines zu thun übrig: mich für ewig aus Deiner Gegenwart zu verbannen.“

Madeleine war mit ganz klaren, ganz festen Entschlüssen gekommen. Aber sie war dennoch eine Frau, die trotz allem diesen Mann liebte, und als sie ihn so entschlossen sich der Lage fügen sah, wurde ihr Herz von Schmerz erfüllt.

„Und wenn ich dennoch verzeihen könnte?“

„Du würdest unglücklich sein! Ich könnte mit dem Bewußtsein meines Verrates nicht an Deiner Seite leben. Es ist ein trauriges Geschick. Die Veröhnung geht über unsre Kraft. Laß uns beide wieder frei sein.“

„Und Dein Kind?“

„Die Kinder meiniger Eltern sind nicht glücklich. Ich weiß, daß Du es mir nicht ganz vorenthalten wirst. Du bist gut und großmüthig, und ohne alle Kleinlichkeit. Gib dieses elende Strandgut, das Guy Herbeline heißt, auf. . .“

Entsetzt gab sie keine Antwort. Ein langes tragisches Schweigen, während dessen sie beide regungslos, mit gesenkten Blicken dastanden. Endlich verneigte er sich langsam vor ihr und flüsterte ganz leise: „Bergieb! Lebe wohl!“ — —

Und er ging seinem Geschick entgegen.

Auf der Landstraße begegnete er Madeleins Wagen und beauftragte den Diener, seiner Herrin entgegenzufahren. Dann schlug er einen Seitenweg ein, der zum Fluß führte. Er ging mit großen Schritten. Tieftraurig, aber ganz entschlossen, dachte er an die Zukunft, und die Zukunft erschien ihm viel weniger düster, als vor Madeleins Erscheinen. Seine Lage war jetzt doch wenigstens klar. Er konnte eine letzte Hoffnung auf Wiederherstellung fassen, und was die Hauptsache war, jetzt war er unlöslich mit derjenigen verbunden, die er beraubt und entehrt hatte.

„Im Leben und im Tode!“ wiederholte er vor sich hin, mit einer Art schmerzlicher Exaltation.

Guy fühlte sich als der Sklave von Margueritens Glück.

Der Wald öffnete sich, ein kleiner Hügel lag vor ihm. Er erklomm ihn rasch, der Fluß wurde zwischen den Pappeln sichtbar. Plötzlich schwante er und stieß einen furchtbaren, herzerreißenden Schrei aus.

Als Marguerite sich auf dem Flußpfad allein fand, wurde sie von einer Art Wahnsinn erfaßt. Ihrer jugendlichen, unwissenden Seele erschien diese Katastrophe als etwas Schreckliches, als das Ende aller Dinge. Sie ging ganz verloren, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte richten sollte. Die Gedanken jagten sich verworren und unklar in ihrem Kopfe wie eine Herde, die die Flucht ergreift. Für sehr junge Wesen stürzen solche Augenblicke die Bedeutung aller Dinge um; sie rauben ihnen fast den Verstand. Guy hatte einen furchtbaren Mißgriff begangen, als er das hünge Mädchen allein gehen ließ. Der entsetztesten Gewalt eines allzu feurigen Gewissens preisgegeben, war sie alles im Stande. Madeleins Erscheinung, ihr bleiches, verächtliches Antlitz, vor allem aber die Worte der jungen Frau waren gleichsam das Leitmotiv ihrer schmerzlichen Aufregung. In diesem Augenblick hatte sie den unbedingten Glauben an ihre Worte. Sie glaubte wirklich, daß Guy ganz unglücklich sein würde, und dieser Gedanke ließ sie in Jammer ausbrechen. Eine Todesfalte fuhr durch ihre Glieder. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl,

daß sie nicht verantwortlich für das Geschehene sei, aber sonderbarerweise kam sie sich um so gefallener, um so verderblicher vor, als eines jener Wesen, die für ein schreckliches Geschick bestimmt sind, dessen bloße Gegenwart mehr Böses anrichtet, als die schlechtesten Handlungen anderer. Hatte es nicht genügt, daß sie in der Familie, wo alle so gut und so großmüthig gegen sie waren, eindringe, um den Fluch über sie zu bringen? War sie nicht wie eine Geißel gewesen, die alles tötet, was sie erreichen kann?

Ihre Aufregung wuchs immer mehr und mehr, und in demselben Grade floh sie schneller und schneller. Das Fieber brannte in ihren Adern, die Augen leuchteten entsetzt, in kurzen Zwischenräumen sprach sie halblaut vor sich hin. Der Fluß tauchte in dem Augenblick vor ihr auf, wo die Krisis ihren Paroxysmus erreichte, in dem Augenblick, wo Marguerite sich selbst ebenso gefährlich geworden war, wie der unerbittlichste Mörder. Wenn Guy sie in diesem Augenblick erreicht und sie in seine Arme geschlossen hätte, dann hätte sich alles in Weinen und Schluchzen aufgelöst. Aber das unerbittliche Geschick hängt oft an einzelnen Augenblicken.

Herbeline hatte eben den Wald verlassen, als Marguerite in ihrer unendlichen Herzensangst das fließende Wasser betrachtete, diese furchtbare hypnotische Kraft, die ein Wesen den unsichtbaren Mächten überliefert.

Sie stieß einen leisen Schrei aus. Ihre ganze Seele flog zu Guy und zu ihrem Vater, und mit einem Sprung stürzte sie in den Abgrund, wie die Vögel in den Tropen dem sie faszinierenden Kopf der Schlange zufliegen. . .

Wie ein Blitz flog Guy dahin. Aber wie sehr er auch eilte, zehn Minuten vergingen doch, ehe er das Ufer des Flusses erreichte. Als er an die Stelle gelangte, an der er Marguerite verschwinden sah, sah er nur noch die flüchtigen Wellen, die Bäume und das Gras. Stromabwärts deckte ein Gebüsch von Weiden ein wenig die Strömung, eines der Ufer machte dort eine Biegung. Er durchsuchte das freie Wasser, dann lief er zu den Weiden hin. Nichts! Er entkleidete sich teilweise. Er durchsuchte die Binsen, in denen der Körper verborgen liegen konnte, dann fing er verzweiflungsvoll wieder zu laufen an. Wellen durchschnitten jetzt die glänzende Oberfläche. Guy folgte jeder einzelnen, ohne jedes Resultat. Die Zeit verging; schon eine halbe Stunde setzte er seine Nachforschungen fort. Er hatte geschrien, um die Landleute herbeizurufen, aber seine Stimme verlor sich in der Einsamkeit.

„Ich werde sie nie mehr wiedersehen! Ich werde sie nie mehr wiedersehen!“ schluchzte er.

Fast in dem Augenblick entdeckte er etwas Blaues auf der andren Seite des Flusses neben einem mächtigen Granitfelsen. Er warf sich in den Fluß, schwamm hinüber, erreichte den Felsen und erblickte Marguerite in dem klaren Wasser. In diesem Augenblick wurde sein ganzes Wesen zur That.

Er faßte sie schleunigst um die Mitte und schwamm mit ihr ans Ufer. Da er erst ergriffen ihn Verzweiflung und Entsetzen. Mit einem Blick des Wahnsinns sah er auf das immer noch schöne, fahle Antlitz, die mächtigen Haare, den jugendlichen Körper, den er vor kurzem noch so leidenschaftlich ans Herz geschlossen hatte. Und er schrie auf:

„Sieh da, das Wert von Guy Herbeline!“

Er stürzte sich auf sie, er drückte einen heißen Liebeskuß auf ihre kalten Lippen, und bei dieser Berührung durchdrang ihn eine große Hoffnung. Er begann nun gegen den Tod zu kämpfen. Es dauerte lange; es war furchtbar, entsetzlich. Umsonst vergeudete er seine ganze Kraft, sein ganzes Wissen.

Als die blutige Abendröthe sich über den Fluß breitete, auskultierte er sie zum letztenmal, befühlte nach allen Seiten diesen armen, eiskalten Körper und sah, daß es für immer vorüber war. Da setzte er sich ins Gras, nahm sie auf seinen Schoß und bedeckte sie mit unzähligen Küffen:

„Ich habe Dich bestohlen, ich habe Dich getötet! Weil ein verarnter Arzt eines Abends vor einer geöffneten Geldlade stand, mußt Du in Deiner Jugend und Schönheit zu Grunde gehen! Weil ein Elender nach Reichtum strebte, mußt Du, Geliebte, sterben! Du warst geschaffen, um geliebt zu werden! Das Glück lag in Dir, Du armes, kleines Mädchen von Mantel! . . . Marguerite! Marguerite! Ich habe Dich getötet, und doch konntest nur Du allein mein Glück sein! Ach! wie warst Du reizend! Kein Mann hätte Dir widerstanden, wenn Du mir gewollt hättest. Und ich war es, der Dich besessen hat; ich, Dein Räuber, Dein Mörder! Von allen Männern gerade ich, der nicht hätte wagen dürfen, den Saum Deines Kleides mit seinen Lippen zu berühren! Ich habe Dich besessen, denn ich sollte Dich töten. Dies hatte das Schicksal bestimmt und ich habe es vollbracht.“

Und wie in einer Hallucination erstanden plötzlich vor seinem Geiste alle Ereignisse, die sein Verbrechen nach sich gezogen hatte. Mit entsetzlicher Klarheit sah und durchlebte er nochmals all seine Handlungen, die einander unerbittlich, wie nach einem Naturgesetze, gefolgt waren. . . .

Verwirrt strich er sich mit der Hand über die Stirn, dann drückte er nochmals verzweiflungsvoll die Lippen auf ihren Mund und versuchte ihr Leben einzuhatzen; aber sie blieb regungslos und starr. Da flog ein wehmütiges Lächeln über seine Züge: „Ich mußte Dich töten, Geliebte, aber ich sollte auch mit Dir sterben,“ flüsterte er, „komm, laß uns gehen.“ —

Er erhob sich schwanzend, die schwere Last auf seinen Armen; noch einmal ruhten seine Lippen auf dem Mund, den er so sehr geliebt, dann versanken sie beide in den Wellen, die die Abendröte blutig färbte. —

(Nachdruck verboten.)

„Was ist Wahrheit?“

Von Emil Rosenow.

Der Läufer der Kirchengemeinde des kleinen Provinzialstädtchens hielt Erbauungsstunde.

Er war seines Zeichens ein Schuster; im Nebenamte besorgte er das Läutewerk der Kirche, daher nannten ihn die Leute: den Läufer. Das Amt hatte er schon seit dreißig Jahren inne. Fast kein Toter lag auf dem Kirchhofe, dem er nicht zur letzten Fahrt geläutet hätte.

Drei Pastoren hatte der Mann überdauert und hatte an jedem Sonntag die diesem entsprechende Predigt gehört. Von all dem war etwas in ihm haften geblieben. Bei dem taktmäßigen Anziehen der Glockenstränge auf dem finsternen Kirchturm, während der Morgenfrühe und der Abenddämmerung, war er ein Philosoph geworden. Sein Geist war über den Schusterschemel hinausgewachsen und hatte einen Stich ins Genialische bekommen. Die strenggläubigen Theorien dreißigjähriger Predigten, der Mysticismus spirituiistischer Setzen, die überall unter den armen hoffnungslosen Leuten kleiner sächsischer Orte Anhang haben, hatten den Grund zu der Philosophie des Läufers gelegt.

So versammelte er denn Sonntagnachmittag seine Anhänger in der engen muffigen Schusterstube und predigte ihnen ein seltsam verworrenes Zeug, hie und da mit einem Körnlein Verstand durchsetzt. Darin war von Seelenwanderung und Geistesreinigung, von Anspöcken und Vorhersagen die Rede. Gerade dieser Mysticismus, mit kirchlich-religiösen Theorien, Bibelprüden und Gesangbuchversen vermischt, bewirkte, daß der Läufer viel Zulauf hatte. Die Kirchengemeinde hatte bereits daran Anstoß genommen und hatte dem Mann das Predigen verbieten wollen. Aber wie es so in kleinen Orten ist, wo die Leute gleich die Ohren spizen und denken: Aha, der Läufer predigt besser als der Pastor, drum wollen sie's nicht leiden. Kurz, der Pastor hatte noch immer nicht den richtigen Weg gefunden, es ihm zu verbieten, und so predigte der Schuster weiter.

Auch heute predigte er wieder. Er stand auf dem Podium beim Fenster, wo der Säusertisch mit Lampe und Wasserglocke, Schemel und Arbeitsgerät Platz hatte. Letzteres hatte er feierlich unter einem weißen Beilaken verdeckt. Er hatte einen verschossenen Brautrock an, den er alljährlich, wenn der Pastor ihn abgetragenen hatte, von diesem um ein paar Groschen erstand. Sein blaßes Hungergesicht hatte zwei dunkelrote Flecken, die Augen waren aufgerissen, mit den Armen suchte er in der Luft herum. So predigte er den dichtgedrängten Zuhörern, die in dem halbdunklen, nur kümmerlich von einer Petroleumlampe erleuchteten Raume standen und sahen.

Um dieselbe Zeit kamen ein paar junge Leute vorüber, die sich drüben im Gasthof an Vordbier gütlich gethan hatten. Es waren Seminaristen vom Lehrerseminar der kleinen Stadt. Sie hatten sich einen vernünftigen Sonntag gemacht und waren ausgelassener Laune. Wie sie am Arbeitstisch des Schusters vorbeikamen, hörten sie hinter'm Laden seine eiserne Stimme.

„Hör' mal,“ sagte einer, „d'r Läufer predigt.“

Sie legten ihre Ohren an die Ladenriemen und amüsierten sich über den Läufer. Der hatte nämlich die komische Eigenschaft, jeden Satz zweimal zu sagen; zuerst mit Flüsterstimme, gleich einer neuen Offenbarung, dann mit donnerndem Tonfall, gleich der Fosseme des jüngsten Gerichts. Als die jungen Leute des Unsinns genug hatten, traten sie auf die Mitte der Kirchgasse zu und ein langer Dürker, der unter den Seminaristen die humanistische Bildung markierte, deklamierte überlaut: „Ist es auch Wah—ah—ah—njum, hat es doch Weiso—o—del!“ Aber da war ein kleiner Diäer, der voll nichtsnutziger Einfälle steckte. Der hielt dem Gebildeten den Mund zu und, indem er auf das ausgebrochene Gassenpflaster deutete, zwischelte er: „Wenn m'r jeder einen dächt'gen Pflasterstein nenn'n, un' schmeiß'n n' uff Kommando an den Laden, da möcht'n die drinnen keenen schlechten Schrecken kriegen.“

Das war kaum gesagt, als schon jeder einen passenden Stein in der Hand hatte. Doch ehe sie den Laden demolieren konnten, öffnete sich die niedrige Hausthür und die frommen Erbauungsteilnehmer, lauter alte Weiber und verhuzelte Männer, betraten die Gasse, denn gegen Abendläuten bremste der Läufer prompt seinen Redestrom.

Die Seminaristen hatten sich eiligst versteckt. Da kam auch schon der Läufer über die Gasse. Er hatte eine brennende Laterne, sowie einen Schlüsselbund in Händen. Noch ganz erregt von seiner Predigt, ging er zur Kirche hinüber. Er öffnete am Glockenturm die schmale Seitenthür, trat hinein, stellte eine Leiter an die Bodentufe, kletterte vorsichtig hinauf und verschwand auf dem Glockenboden. Gleich darauf schwingen sich die ersten feierlichen Klänge des Abendläutens über das Städtchen dahin.

Die jungen Leute waren aus ihrem Winkel herborgelommen und standen an dem Turmpfortlein. „Wie wär's n,“ fragte der kleine Diäer, „wenn m'r dem alten Spirituistenpred'ger 'mal 's Färchten beibrächten? Fast 'mal uff, das wird 'n Hauptspäß.“ Er hieß sie, ihm alles geräuschlos nachzuahmen. Er kletterte die Leiter hinauf, die andren ihm nach. Droben steckten sie die Köpfe durch die Bodentufe. Da sahen sie den Läufer inmitten des leeren Bodens stehen. Die Laterne neben der Tufe traf mit ihrem Schein den Mann und warf seinen Schatten gespenstig lang an die Turmmauer. Aber der Läufer achtete dessen nicht; ganz vertieft in Gedanken, der Tufe den Rücken gewendet, zog er am Glockenstränge.

Der Diäer bedeutete die andren, die Cigarren, welche sie in Händen hielten, umgekehrt zwischen die Zähne zu nehmen, daß das Feuer die Mundhöhle erleuchte. Dann drückte er ihre Köpfe dicht aneinander und gab mit der Faust der Laterne einen Schlag, daß sie klirrend zerbrach und erlöschend dem Läufer zwischen die Beine flog.

„Hu—Hu—Hu—eh—eh—eh!!!“ machten die Kerle und ihr heißer Atem ließ das Feuer der Cigarren aufglimmen, daß ein paar große, feurige, unerklärliche Punkte durch die Finsternis glühten. Der Läufer ließ den Glockenstrang fahren und prallte gegen die Turmmauer.

„Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ kreischte er.

„Hu—Hu—Hu—eh—eh—eh!!!“ machten die Kerle. Eine schundlange Totenstille. Eben wollten die bierfröhlichen Nichtsnutze, ob der Komik der Situation, ihrer Heiterkeit lauten Ausdruck geben, als die Scene plötzlich eine schrecklich ernste Wendung bekam. Der Läufer stieß einen gellenden Angschrei aus und schlug Kopf über zu Boden.

Die jungen Leute purzelten mehr als sie sprangen die Leiter herunter und jagten in die Stadt. Diesen Ausgang ihres Bierspases hatten sie sich nicht vermutet.

Nun hatte das plötzliche Stöcken des eben begonnenen Abendläutens ein paar Anwohner der Kirchgasse stufig gemacht. Die traten vor die Hausthüren, hielten Umhang, gingen dann zum Turme hinüber und, da sie wohl die Leiter an der Bodentufe, aber auf dem Glockenturm kein Licht sahen, riefen sie den Läufer an. Keine Antwort. Da kletterten sie hinauf, leuchteten mit Fändhölzern den Boden ab und fanden den Läufer in seinem Blute liegen. Alsobald ward die ganze Nachbarschaft alarmiert und, von einer grohen Menschenmenge begleitet, wurde der arme Schuster für tot in seine Wohnung gebracht.

Tot war er nun glücklicherweise nicht. Aber eine längere Krankheit fesselte den Mann ans Bett. Der Vorfall versetzte das ganze Städtchen in ungeheure Aufregung. Man sprach einige Zeit von nichts andrem als von dem rätselhaften Unfall des Läufers.

Währenddessen schwebten die Seminaristen in tausend Angsten. Sie sahen sich bereits für ihre Missethat schwer heimgesucht, in allen ihren Karriere-Aussichten vernichtet. In ihrer Ratlosigkeit beschloffen sie endlich, so groß auch die Strafe sein werde, dem Seminardirektor die Uebelthat zu bekennen. Der Seminardirektor schalt zunächst in gerechter Empörung das Blane vom Himmel herunter, wünschte sich in das kleinste Nest hin, bloß um diese heilloske Jugend nicht länger unterrichten zu brauchen, und schwur, er werde nun sofort beim Bürgermeister Anzeige erstatten. Dann aber dauerte ihn die Schande um das Seminar und die möglichen Vorwürfe, die ihn selbst treffen könnten. Er verhielt deshalb den jungen Leuten völliges Stillschweigen, wenn sie gelobten, dem Läufer de- und wehmütig Abbitte zu thun. Das gelobten die Uebelthäter, mit Dank für des Rektors verständigen Entscheid.

Unterdessen war der Läufer wieder zu Verstande gekommen. Der Mann begann nun, erst schlüchtern, dann aber immer bestimmter und nachdrücklicher zu versichern, ihm sei auf dem Turm ein schreckliches Ungeheuer erschienen. Unter Donnerkrachen sei die Laterne verloscht, während in der Bodentufe ein gräßlicher Drachentopf erschienen wäre; mit glühenden Augen, Qualm und Blut im Nasen, so habe es sich heulend gegen ihn gewandt, daß er die Besinnung verlor.

Diese merkwürdige Erzählung begegnete anfänglich zwar Kopfschütteln; da aber der Mann ihre Richtigkeit mit Thränen und Schwüren beteuerte, in allen andren Dingen auch ganz ruhig und ohne Exaltation war, so daß man an seinem Verstande nicht zweifeln konnte, ward sie schließlich geglaubt. Selbst der Pastor betrachtete den Vorgang als einen solchen, „bei welchem alle menschliche Erklärungslust stödt“, und der Postsekretär, der ein „bedenklicher Kopf“ war, wie die Leute sagten, meinte gewichtig, es sei die „materialisierte Manifestation transzendentaler Phänomene“

Gigantome! Bei solcher theologischer und wissenschaftlicher Unterstützung rückte der Gespenster-Schuster zu einer allgemein angestaunten Stadtlebenswürdigkeit empor. Er ging feierlich umher, gleich einem jener urchristlichen Wüstenheiligen, den Engel und Teufel mit ihrem Besuche beehrten. Seine Erbauungsstunden bekamen einen gewaltigen Zulauf. Er predigte nur noch über das Kirchturngespenst, welches mit jeder Predigt mehr ins riesenhafte Schreckliche emporwuchs.

An einem solchen Predigtsonntag war es, als die Seminaristen in das Haus des Lauters traten. Die Schustersube war mit Menschen überfüllt, so daß sich die jungen Leute in die Thürende Brücken mußten. Der Lauter stand wie gewöhnlich auf seinem Arbeitspodium unter dem Fenster. Er predigte den atemlos lauschenden Leuten über das Thema: „Was ist Wahrheit?“ Liebe Brüder und Schwestern. Was ist Wahrheit? Ja, was ist Wahrheit! Wahrheit ist unbedingt, was ich gesehen habe... was ich mit meinen zwei Dogen gesehen habe! Und ich habe etwas gesehen... Ja, gesehen hab' ich was! Und wo? Au, uff dem Kirchturn... Uff dem Si-i-i-rühr-u-u-rrrr! Und was hab' ich gesehn?... Ja, was! Staunet! Brüder und Schwestern... Staunet! Staunet! Ich habe den Leviathan gesehen! Den Leviathan! Er kam auf mich zu mit glühenden Dogen und sprach zu mir: „Siehe, ich erscheine Dir im Namen Satanas; ich will Dich versuchen!“

So ging es eine Stunde weiter, bis der Gespenster-Schuster erschöpft auf seinen Schemel sank. Da erhoben sich die Zuhörer und gingen erschüttert hinaus. Ein Teil defilierte an dem Podium vorbei, um den Wundermann noch ehrfürchtig in nächster Nähe zu bewundern.

Als alle hinaus waren, traten die Seminaristen vor. „Sie werden entschuldigen, Herr Schwabe, wir möchten Sie gütigst unter vier Dogen sprechen.“

„Spricht, meine Brüder.“ sagte der Lauter mit Pathos.

„Der Herr Seminardirektor schickt uns her...“

„Was will er von mir armem Knecht...?“

Da brachten sie unter vielem Stottern, unter Thränen und Entschuldigungen ihre Geschichte vor.

Der Lauter verstand anfänglich nicht. Dann aber horchte er auf. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, und als sie geendet hatten, fiel er läjeweiß auf einen Stuhl.

„Es ist ja nicht möglich! Es ist ja nicht möglich!“ rief er pathetisch. Doch sein Pathos verließ ihn. Eine Zammergestalt, sah er auf dem Stuhl und stotterte in einem Fort: „is's denn die Meeglichkeet? is's bloß die Meeglichkeet?“

Plötzlich fuhr er auf. Er hatte seine Fassung wiedergewonnen.

„Habt Ihr schon mit sonst jemand darüber gesprochen?“

„Ne, ne.“ Sie beteuerten ihr Schweißen.

Der Lauter seufzte erleichtert auf. „Versprecht mir, es auch in Zukunft nicht zu thun.“

Sie schwuren es. „Euch sei vergeben!“

Da gingen sie erleichtert hinaus. Der Lauter aber schickte sein Weib umher und ließ für den nächsten Erbauungsabend einladen, unter dem Thema: „Der Leviathan erwiesen durch die Wahrheit!“

Kleines feuilleton.

— Die Verhinderung des Abrahmens der Milch. Das Abraham der Milch, d. h. das Emporsteigen der in der Milch enthaltenen Fettkügelchen in die obersten Schichten wird bekanntlich dadurch gefördert, daß die in Frage kommende Differenz zwischen dem spezifischen Gewichte der Milch und den in ihr enthaltenen Butterkügelchen durch die Centrifugalkraft in ihrer Wirkung verstärkt wird. Die Einführung von Centrifugen für die Abcheidung des Rahmens hat sich in der Molkerei in den letzten Jahrzehnten ganz allgemein eingeführt, die dafür dienende Spezialkonstruktionen werden Separatoren genannt, und am verbreitetsten dürfte wohl der von G. P. de Laval in Stockholm erfundene Alpha-Separator sein, der wie alle andern jetzt gebräuchlichen Systeme den ununterbrochenen Zufluß frischer Milch und getrennten Abfluß des Rahmes und der Buttermilch gestattet. Man hat nun, und zwar zuerst in Schweden, die Beobachtung gemacht, daß unter Umständen die Trennung des Rahmes durch Centrifugalkraft nicht oder nur außerordentlich schwer gelingt. Verantwortlich für diesen Umstand ist eine zu starke Bewegung der Milch vor der Separation, durch diese werden nämlich die Fettkügelchen in so kleine Teilchen zerrissen, daß ihr Auftrieb, trotzdem die Centrifugalkraft zu Hilfe genommen wird, innerhalb der schweren Milch nur höchst gering ist, weil ja die dem Auftrieb hinderliche Reibung in der Flüssigkeit langsamer abnimmt, als das Gewicht des Fettkügelchens, wenn dieses zerleinert wird. Dieselbe Beobachtung kann man beim Buttern machen. Geschieht dies mit zu heftiger Bewegung, so ist die Butterabscheidung eine langsame und ungenügende und man hat sich daher in beiden Fällen vor einer starken Durchschüttelung der Milch zu hüten.

Nun giebt es aber auch Fälle, in denen das Abraham der Milch eine unerwünschte Erscheinung ist und zwar dann, wenn man die Milch auf längere Zeit genießbar erhalten will, und das ist der Fall bei sterilisierter Milch, aber auch bei Milch, die im gekühlten

Zustand einen längeren Eisenbahntransport durchzumachen hat. In diesen Fällen verliert die Milch an Brauchbarkeit durch Absetzen des Rahmes sehr, und es muß als ein sinnreicher Gedanke bezeichnet werden, wenn der Franzose Gaulin die vorhin berührte Erscheinung dazu benutzte, um das Absetzen des Rahmes hintanzuhalten. Er zerteilt nämlich, wie die „Technische Rundschau“ mitteilt, die in der Milch vorhandenen Fettkügelchen dadurch, daß er die Milch unter einem Drucke von 250 Atmosphären und bei einer Temperatur von 85 Grad Celsius durch sehr feine Kanäle, deren Oeffnungen mit polierten Achatscheiben nahezu verschlossen sind, hindurchpreßt. Die Butterkügelchen werden dadurch in selbst mikroskopisch nur noch schwer sichtbare kleinste Kügelchen zerrissen und die Absetzung des Rahmes geschieht alsdann, wie man schätzen kann, etwa 50-100 mal so langsam, als wenn die Butterkügelchen ihre natürliche Größe behalten. Gaulin nennt diese Milch homogenisierte Milch; man kann annehmen, daß ihre Verwendung eine um so größere Zukunft hat, als die Vorbehandlung nicht kostspielig ist.

Kulturgeschichtliches.

— In ein neues Licht bringen die Frage nach dem Alter des Eisens in Aegypten die Kunde, die in letzter Zeit gemacht wurden und die ganz bedeutend das Alter der Eisenkenntnis hinaufreichen. Das Eisen ist danach den Aegyptern schon in der ältesten Zeit ihrer Kultur bekannt gewesen, und jene haben unrecht, welche behaupten, es sei erst viel später ihnen zur Kenntnis gelangt. Thatsache ist jetzt, daß schon 2000 Jahre, bevor das Eisen in Europa zur Benutzung gelangte, es in Aegypten im Gebrauche war. Wie H. N. Hall ausführt, fand Professor Zinders Petrie einen Klumpen bearbeitetes Eisen (Keil?), der mit einem Stück Kupfer zusammengegerostet war, in Nachlässen der sechsten Dynastie, wie aus den übrigen damit vergesellschafteten Funden sich zweifellos ergab, die wahrscheinlich zu einem Gebäude Pepis' I. gehören. Die Funde sind jetzt im Britischen Museum aufgestellt. Dieser Eisenfund ist der dritte, welcher in das alte Königreich gehört. Schon 1887 wurde ein Stück Eisen in der großen Pyramide gefunden, und 1882 entdeckte Maspero Eisen in der Pyramide von Abusir (fünfte Dynastie). Der Fund von Petrie, aus der sechsten Dynastie, ist aus Abydos. Die beiden ersten Funde wurden mit Rücksicht darauf, daß das Eisen in Europa soviel später erst bekannt wird, stark angezweifelt; man glaubte nicht, daß dieses Metall schon im altägyptischen Königreiche bekannt war. Noch 1888 erklärte Montelius, daß im alten und im mittleren Königreiche bis 1500 v. Chr. das Eisen in Aegypten unbekannt gewesen und nur allein Bronze im Gebrauch gewesen sei; er besand sich damit in Uebereinstimmung mit andern Gelehrten, die schon früher zu der gleichen Ansicht gelangt waren. Gegenüber dem neuen Funde von Professor Zinders Petrie ist dieses jedoch nicht mehr aufrecht zu erhalten, und die beiden erwähnten früheren Eisenvorkommnisse treten in ihr Recht und dürfen nicht weiter angezweifelt werden. Das Eisen aus der Pyramide von Gizeh ist noch 150 Jahre älter als der neue Fund von Abydos. Daß im mittleren Königreiche das Eisen bekannt war, geht aus einer Entdeckung Masperos in der Pyramide von Mohammediah bei Esne hervor; es handelt sich um verschiedene Werkzeugstücke, die der 13. bis 17. Dynastie, etwa 2000 bis 1700 vor Christi, angehören. Ergebnis ist also, daß die Aegypter seit der vierten Dynastie, das ist 3700 vor Christi, schon das Eisen kannten und daß die Kenntnis sich alsdann ununterbrochen fortsetzt. In der 19. Dynastie war es allgemein im Gebrauche, wenn es auch noch keineswegs die Bronze verdrängt hatte. In den langen Tributlisten der 18. Dynastie ist es nicht erwähnt, was seine Kenntnis natürlich nicht ausschließt; während der 19. Dynastie kennen wir es aus einem religiösen Texte von Abu Simbel, in welchem berichtet wird, daß der Gott Ptah die Glieder des Königs Ramses II. aus Eisen geformt habe, die Knochen aus Bronze und die Arme aus Eisen, das ba-n-pet heißt, und damit haben wir die älteste bisher bekannte schriftliche Erwähnung dieses Metalls. Der hieroglyphische Name hat sich bis heute erhalten, denn im Koptischen heißt das Eisen benipe. — (Globus.)

Humoristisches.

— Ein hoffnungsvoller Jüngling. Dame: „Ihr bestes Zeugnis ist wohl das Impfszeugnis?“ Student: „Wieso, gnä' Frau?“

Dame: „Nun, es ist das einzige, das den Vermerk trägt: „Mit Erfolg!“ —

— Monumentopolis. Erster Berliner: „Werkwürdig, auf diesem Plage hier sieht ja noch kein Denkmal?“ Zweiter Berliner: „Das soll wahrscheinlich ein Schmutzplaz bleiben.“ —

(„Lustige Blätter“.)

— Neujahrstoast eines Staatserhaltenden: „Meine Herren! Das vergangene Jahr war Dank der aufopfernden Thätigkeit unsrer Regierung ein Beispiel musterhafter Ordnung. Es bestand aus 365 Tagen oder 52 Wochen, von denen jede einen Sonntag und sechs Wochentage enthielt. Ich glaube, dieser Rückblick erfüllt uns mit inniger Genugthuung und berechtigt uns mit Stolz auszurufen: unsre sorgfältige, von so schönen Erfolgen gekrönte Regierung lebe hoch, hoch, hoch!“ — (Jugend.)